



Leseprobe

Mary Simses
Mein Glück in deinen Händen
Roman

»Autorin Mary Simses ist (...) ein wunderschönes und lustiges Frauenbuch gelungen, das trotz Witz und verrückten Ideen nichts an Tiefgang verliert.«
Wochenblatt-Reporter

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 400

Erscheinungstermin: 18. Januar 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Manchmal muss man die Vergangenheit endlich hinter sich lassen, um neues Glück zu finden ...

Sara und ihre Schwester Mariel waren nie ein Herz und eine Seele. Doch als sich Mariel Hals über Kopf in Saras Freund Carter verliebt – und er sich in sie – herrscht endgültig schlechte Stimmung. Dass nun ihre Schwester ihre große Liebe heiraten wird, trifft die sonst so erfolgreiche Frau schwer. Aus verletztem Stolz kommt ihr nur eine Idee: Den schönsten Tag der beiden etwas sabotieren und ganz nebenbei Carters Herz zurückerobern. Aber ein gebrochenes Herz ist kein guter Ratgeber, und manchmal ist es vielleicht gut, nicht zu bekommen, was man will, denn eventuell wartet schon etwas viel Besseres an der nächsten Ecke ...



Autor

Mary Simses

Mary Simses studierte Journalismus und Jura. Sie arbeitete zunächst als Anwältin und gab sich nur nach Feierabend ihrer Leidenschaft für das Schreiben hin. Ihr Debütroman »Der Sommer der Blaubeeren« war in Deutschland ein Nummer-1-Bestseller und verkaufte über eine halbe Million Exemplare, und auch ihr zweiter Roman »Der Sommer der Sternschnuppen« war ein großer Erfolg. Gemeinsam mit ihrer Tochter und ihrem Mann, mit dem sie eine Anwaltskanzlei betreibt, lebt Mary Simses im Süden Floridas.

Mary Simses
Mein Glück in deinen Händen

Mary Simses

Mein Glück in deinen Händen

Roman

Deutsch von Carolin Müller

blanvalet

Im Gedenken an Ann Depuy

Die Lüge

Es war die Lüge meiner Mutter, die mich in diesem Juli nach Hause fahren ließ. Keine dieser unbedeutenden Schwindeleien, wie sie sie manchmal erzählt hatte, als meine Schwester und ich noch klein gewesen waren, beispielsweise, dass es im Supermarkt kein Chocolate-Chip-Eis mehr gegeben hatte, wenn sie in Wahrheit bloß vergessen hatte, es auf die Einkaufsliste zu setzen. Diese Lüge war anders. Sie behauptete, ihr Gesundheitszustand *verschlechtere sich rapide* und dass sie *ihre Mädchen* jetzt um sich brauche. Es spielte keine Rolle, dass ich achtunddreißig war und Mariel fünfunddreißig. Wir waren noch immer *ihre Mädchen*.

Natürlich glaubte ich ihr. Warum auch nicht?

Es war Montagmorgen, und ich saß im Büro und organisierte das Herbstmeeting der Geschäftsführung. Zweihundertfünfzehn Leute, die in Scottsdale, Arizona, zusammenkommen sollten, um die Pläne der Firma für das kommende Jahr zu erfahren und um sich persönlich zu treffen, Jeep-Ausflüge in die Wüste zu unternehmen, am Lagerfeuer zusammen zu Abend zu essen, zu viel zu futtern, zu viel zu trinken und, wenn alles ganz wie erwar-

tet lief, mit einem guten Gefühl, was Kelly Thompson Pierce Financial betraf, wieder abzureisen.

Ich hatte kurz vom Computer aufgeblickt, starrte hinaus auf den Verkehr am Lake Shore und fragte mich, was die ganzen Segelboote im Hafen wohl vorhatten, als mein Handy klingelte. Es war Mom. Ihre Stimme klang schwach und zittrig. Und seltsam fern, als rief sie von einem Ort an, der viel weiter entfernt zu sein schien als Connecticut.

»Du musst ... heimkommen ... so schnell wie möglich«, sagte sie und atmete schwer zwischen den einzelnen Worten. »Bevor es zu spät ist.«

»Bevor was zu spät ist?«

»Ich bin krank, Sara. Sehr, sehr krank. Ich kann es dir nicht erklären ... nicht am Telefon. Ich muss dich sehen. Komm einfach heim.«

Alle Nervenenden in meinem Körper standen stramm. »Ich buche für heute Nachmittag einen Flug.« Ich suchte bereits im Internet, mit zittrigen Händen und ungeschickten Fingern, obwohl ich gerade besonders darauf angewiesen war, dass sie funktionierten.

»Deine Schwester kommt auch«, war das Letzte, was sie noch nachschob, wie eine Fußnote.

Dabei hätte es die Überschrift sein müssen.

Ich versuchte nicht daran zu denken, als ich den Flug buchte. Versuchte mir nicht vorzustellen, wie Mariel packte. In Los Angeles war es noch nicht mal sieben Uhr, aber ich war mir sicher, dass meine Mutter sie zuerst angerufen hatte. Sie wandte sich immer zuerst an sie. Nachdem ich mit meiner Schwester seit mittler-

weile achtzehn Monaten nicht mehr gesprochen hatte, wollte ich mir nicht vorstellen, mit ihr zur selben Zeit am selben Ort zu sein. Irgendwie hatte ich letztes Silvester überlebt, als sich die Nacht, in der ich gemerkt hatte, dass zwischen ihr und Carter etwas lief, zum ersten Mal gejäht hatte. Die Nacht, in der meine Beziehung mit ihm geendet hatte. Und ich den Kontakt zu meiner Schwester abgebrochen hatte. Ich war immer davon ausgegangen, dass ich selbst entscheiden könnte, ob und unter welchen Umständen ich sie wiedersehen würde. Ich hatte mich getäuscht.

Im Flugzeug starrte ich aus dem Fenster in die Wolken, während ich mir weiter das Hirn darüber zermarterte, was mit meiner Mutter los war. Ich war aufs Schlimmste gefasst, als ich am selben Tag um kurz nach sechs in die Einfahrt einbog, wo Jubilee und Anthem die Köpfe aus den Stallfenstern streckten und das verblassende Licht der Abendsonne auf das Schindelhaus schien.

Im Hausflur erklang aus den Deckenlautsprechern Musik, »What I Did for Love« aus *A Chorus Line*. Ein Stapel Zeitungen lag in der Recyclingtonne, ganz oben eine Ausgabe der *Hampstead Review*, und auf einem hohen Regal waren Sonnenhüte zu sehen, die meine Mutter dort den ganzen Winter über lagerte wie hoffnungsfrohe Frühlingsvorboten. Ein Schwarz-Weiß-Foto meiner Eltern bei der Premiere von *Right as Rein* am Broadway blickte auf mich herab, der letzten Produktion meines Vaters, bevor er vor fünf Jahren an einem Herzinfarkt gestorben war.

Im Flur stürmte ich an Danna, der Haushälterin,

vorbei, die zwei in silbernes und weißes Papier eingewickelte Kartons trug. Sie wirkte überrascht, mich zu sehen.

»Wie geht es ihr?«, fragte ich atemlos, doch anstatt ihre Antwort abzuwarten, rannte ich zur Treppe.

»Wenn du deine Mutter meinst«, rief Danna mir hinterher, »die ist in der Küche!«

In der Küche? Ich hatte erwartet, sie im Bett vorzufinden. Aber es gab mir neuen Mut, dass sie auf war. Als ich näher kam, konnte ich Essen riechen. Etwas köchelte vor sich hin. Tomaten und Zwiebeln, Knoblauch, Rotwein. Es roch wie Spaghettisoße, auch wenn ich mir nicht vorstellen konnte, dass Danna für meine Mutter Spaghettisoße – oder überhaupt irgendetwas – kochte, denn sie hatte das Talent, dass alles, was sie zubereitete, den Geschmack verlor – sogar das Grillgut. Also durfte sie gewöhnlich nicht mal in die Nähe des Herdes.

Ich rechnete damit, Mama kränklich und schlapp am Küchentisch sitzend vorzufinden, in einen Bademantel gehüllt und mit einem Tässchen Tee vor sich. Doch sie stand mit dem Rücken zu mir an ihrem Herd und wirkte fit wie eh und je in einer hellgrauen Hose, einem elfenbeinfarbenen Pulli und einer Schürze um die Taille. Ihr hellbraunes Haar glänzte, als hätte sie es erst vor wenigen Stunden waschen und föhnen lassen. Und sie sang Frank Sinatras »Fly Me to the Moon« mit.

In einer Hand hielt sie einen großen Topfdeckel und in der anderen einen Holzkochlöffel. Auf der Arbeitsfläche waren leere Tomatendosen und Tomatenmark verstreut, daneben, auf einem Schneidebrett, ein Stück

Zwiebel und eine Knoblauchzehe. So sah keine Frau aus, die bereits auf dem Weg ins Jenseits war.

»Mom?«

Sie fuhr herum. »Oh, du bist da!« Sie legte den Topfdeckel und den Kochlöffel aus der Hand und umarmte mich ganz fest. Sie hatte nichts an Kraft eingebüßt. Und ihr Gewicht schien auch unverändert, seit meinem letzten Besuch im März. »Ich freu mich so, dass du es einrichten konntest.« Sie betrachtete mich eingehend. »Du siehst ein bisschen müde aus. Langer Flug?«

»Mom, ich dachte, du wärst ...«

»Na, du kannst ja hier deinen versäumten Schlaf nachholen. Und schau, ich koche eine deiner Lieblings Speisen und habe sogar einen Pfirsichkuchen von der Rolling Pin Bakery besorgt. Ich weiß doch, wie gern du den magst.«

Ich fühlte mich wie in einer Folge von *Twilight Zone* und als würde Rod Serling gleich neben dem Kühlschrank auftauchen: *Das ist Sara Harrington, sie stammt aus einer zerrütteten Familie. Ihre Schwester hat sie hintergelassen, und ihre Mutter ist wahnsinnig geworden. Sara denkt, sie ist nach Hause gekommen. Doch stattdessen hat sie gerade die Twilight Zone betreten.*

»Mom, was ist hier los? Du rufst mich an, klingst total erschreckend und sagst mir, ich soll heimkommen, weil du sehr krank bist. *Sehr, sehr krank*, hast du behauptet. Also erkläre ich meiner Chefin, dass ich unverzüglich eine Woche freinehmen muss. Vielleicht auch länger. Ich buche sofort einen Flug. Ich packe und komme so schnell her, wie ich nur kann – und du kochst hier Abendessen?

Ich dachte, du seist bereits an der Schwelle des Todes.« Vielleicht neigten ja alle Schauspieler etwas zur Melodramatik, vor allem solche, die bereits den einen oder anderen Tony-Award gewonnen hatten ... Aber das ging wirklich zu weit.

Mama tauchte einen Löffel in die Soße und probierte. »Da fehlt ein bisschen Salz.«

»Mutter!«

»Ich habe nie behauptet, dass ich an der Schwelle des Todes stehe, Schatz.«

Wie bezeichnete man noch gleich die Straftat, wenn man seine eigene Mutter umbrachte? Matrizid? Ich brauchte die korrekte Bezeichnung dafür, denn ich hatte das Gefühl, drauf und dran zu sein, ebendieses Verbrechen zu begehen. »Doch, das hast du! Du hast gesagt, dass sich dein Gesundheitszustand rapide verschlechtert. Du hast behauptet, du seist todkrank!« Meine Stimme wurde mit jeder Silbe ein paar Dezibel lauter. »Du meintest, du bräuchtest ›deine Mädchen‹ jetzt bei dir.« Ich starrte sie so lange an, bis ich mir sicher war, dass sie den stechenden Blick spürte.

Sie ließ den Löffel in die Spüle plumpsen. »Na ja, mein Gesundheitszustand *verschlechtert* sich ja auch rapide. Meine *mentale* Gesundheit. Die verschlechtert sich deshalb so dramatisch, da ich mir die ganze Zeit Sorgen wegen dir und Mariel mache, weil ihr euch einfach nicht wieder vertragen könnt.«

Ich war den ganzen Tag vollkommen panisch gewesen, hatte ein wichtiges Meeting verpasst und im Flieger drei Stunden lang neben einem Typen gesessen, der

die ganze Zeit sabberte und vor sich hin schnarchte – und das hierfür? »Du hast mich nur hergelockt, damit ich mich mit Mariel versöhne? Ich fass es nicht!«

Sie machte einen Schritt auf mich zu und streckte mir die Hand hin. Ich wich zurück.

»Nein, du kannst uns nicht wieder zusammenbringen. Und dann auch noch unter falschem Vorwand! Du hast so getan, als lägest du im Sterben!«

Mom legte sich die Hand aufs Herz. »Nun, ich sterbe ja auch ... an gebrochenem Herzen. Zwei Wochen, Sara. Die Hochzeit deiner Schwester ist in knapp zwei Wochen, und du weigerst dich, daran teilzunehmen.«

Natürlich wollte ich da nicht dabei sein. Sie heiratete meinen Ex, Himmelherrgott! Den Mann, der mich immer so angesehen hatte, als wäre ich der faszinierendste, tollste Mensch auf der Welt – der einzige Mensch auf der Welt. Den Mann, der mir ein Lächeln ins Gesicht hatte zaubern können, egal, wie schlimm mein Tag gewesen war. Denjenigen, der immer gewusst hatte, was ich brauchte, und es mir gegeben hatte – ein offenes Ohr, eine lustige Geschichte, einen guten Rat, etwas Ruhe oder eine sanfte Berührung. Den Mann, der uns als Paar verlässlich und besonnen durch alle stürmischen Krisen navigiert hatte. Meinen Fels in der Brandung.

Wie konnte Mom vergessen haben, welches Aufhebens sie gemacht hatte, als sie Carter zum ersten Mal getroffen hatte? Als ich ihn ihr in L. A. als meinen Freund vorgestellt hatte? *Oh, Sara, er ist ganz wunderbar! Man kann sich ja wahnsinnig gut mit ihm unterhalten. Ich habe das Gefühl,*

ihn schon seit Jahren zu kennen. Kein Wunder, dass er so ein erfolgreicher Anwalt ist. Und man sieht, dass er ganz verrückt nach dir ist. Ich glaube, er ist der Richtige.

»Mom, Schluss mit dem Theater«, sagte ich. »Du hast mich ausgetrickst, damit ich nach Hause komme. Ich weiß sehr wohl, wann Mariel heiratet. Und ich werde nicht hierbleiben.«

Sie nahm meine Hand. »Ach, Liebling, komm schon. Ihr müsst das aus der Welt schaffen. Ich habe ja schon oft erlebt, dass ihr zwei einander die kalte Schulter gezeigt habt, aber diesmal geht mir das schon viel zu lange. Ihr redet seit Ewigkeiten nicht mehr miteinander.«

»Die Ewigkeit wäre nicht lang genug.«

»Du verstehst nicht, wie es ist, wenn man als Mutter zwischen seinen zwei Töchtern steht, die nicht mehr miteinander reden, und noch dazu eine Hochzeit stattfinden soll.« Sie holte eine Packung Penne aus dem Küchenschrank. »Ich liebe euch beide. Ich will einfach, dass ihr euch wieder wie Schwestern begegnet. Warum könnt ihr die Vergangenheit nicht ruhen lassen, damit alles wieder so ist wie früher?«

Sie kapierte einfach nicht, dass Mariel und ich uns noch nie so nahegestanden hatten, wie sie gern glauben wollte. Ich fragte mich, ob alle Eltern blinde Flecken hatten, was ihre Kinder betraf. Tatsächlich hatten wir noch nie so lange nicht miteinander geredet, aber unter der Oberfläche schienen immer wieder alte Wunden aufzureißen, die nicht verheilen wollten.

Und hatte Mom mich je ernsthaft gefragt, warum ich die Vergangenheit nicht einfach beiseiteschieben

konnte? Bei ihr klang es so, als wäre es bloß irgendeine dumme Kabbelei zwischen Mariel und mir gewesen, so wie früher, als wir noch klein gewesen waren. Als würden wir uns lediglich darum streiten, wer im Auto vorn sitzen durfte oder in welches Restaurant wir zum Abendessen gingen. Aber meine Schwester hatte mir Carter Pryce gestohlen, den einzigen Mann, den ich je wirklich geliebt hatte, und in knapp zwei Wochen würde sie ihn auch noch heiraten. Allein bei dem Gedanken daran hatte ich das Gefühl, als würde mein Herz erneut brechen.

Ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen, sodass die beiden sich niemals begegnet wären. Zurück bis zu dem Tag, an dem ich Carter kennengelernt hatte, als ich noch in L. A. gelebt und für Spectacular Events gearbeitet hatte. Ich war nach Santa Monica gefahren, um die Vorstandsvorsitzende einer Bank zu treffen, die uns beauftragt hatte, die Geburtstagsparty ihres Mannes zu organisieren. Im Anschluss an den Termin trat ich aus ihrem Büro im zwölften Stock und stieg in den leeren Aufzug. Ich stopfte die Notizen in meine Aktentasche, während der Fahrstuhl nach unten fuhr und plötzlich im siebten Stock anhielt.

Ein Mann stieg ein. Groß, gebräunt und mit blondem Lockenkopf. Dem Aussehen nach hätte er eher auf ein Segelboot gepasst. Nur dass er einen anthrazitgrauen Maßanzug anhatte und einen roten Tacker bei sich trug. Die Tür ging zu, und der Aufzug fuhr weiter nach unten. Bis er plötzlich mit einem lauten Knacken stehen blieb. Ich rechnete damit, dass die Tür aufgehen würde, doch

nichts geschah. Ich drückte erneut auf den EG-Knopf, aber er leuchtete auf. Auch nach mehrmaligem Drücken passierte nichts, außer dass mein Herzschlag immer schneller wurde. Da stand ich also, am ersten Todestag meines Vaters, und steckte im Aufzug fest.

»Funktioniert er nicht?«, erkundigte sich der Segler und betätigte den Knopf auf seiner Seite.

Ich fing an zu schwitzen. »Ich glaube, wir stecken fest.« Ich hörte das Zittern in meiner Stimme.

Der Segler schien es ebenfalls zu hören. »Keine Sorge«, sagte er und legte mir beruhigend die Hand auf den Arm, »wir sind bald hier raus. Das ist keine große Sache.«

Er drückte den roten Alarmknopf, und wenige Sekunden später drang die Stimme einer Frau aus einem Lautsprecher irgendwo über uns. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja, der Aufzug ist stecken geblieben«, sagte der Segler. »Er bewegt sich nicht mehr, und die Türen gehen nicht auf.« Er blickte mich kurz an und fügte hinzu: »Und ich befinde mich hier mit einer bezaubernden jungen Dame, die aussieht, als hätte sie auch nichts dagegen, bald aus diesem Ding rauszukommen.«

Oh Gott, ich hoffte bloß, dass ich keine Schweißflecken unter den Armen hatte.

Die Frauenstimme teilte uns mit, dass sie umgehend die Feuerwehr in Kenntnis setzen würde, aber nicht sagen könne, wie lange diese brauchen werde.

»Keine Sorge«, beruhigte mich der Segler. »Wir sind hier schneller raus, als Sie denken.« Dann senkte er die Stimme und flüsterte: »Eigentlich hätte ich gar nicht auf

den Notrufknopf drücken müssen. Ich verfüge nämlich über besondere Fähigkeiten, aufgrund von jahrelangem *MacGyver*-Konsum. Ich kann uns hier rausbringen – nur mit den Dingen, die ich bei mir habe.«

Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass er Spaß machte, und musste lachen, ungeachtet meiner feuchten Achselhöhlen und weichen Knie.

»Mal sehen, was ich tun kann.« Er hielt den Hefter hoch. »Ein Tacker: rot.« Er reichte ihn mir, leerte dann seine Taschen und zählte alles auf, was er herausholte. »Eine Packung Kaugummi, ein Schlüsselbund.«

»Was ist das da an dem Schlüsselanhänger?«, fragte ich. Er sagte mir, es sei eine Taschenlampe. Das war schon ziemlich *MacGyver*-mäßig. Vielleicht machte er doch keine Witze.

»Ein schwarzes Lederportemonnaie mit Kreditkarten«, fuhr er fort, »ein brauner Füllfederhalter von DuPont, ein Handy und ein Streichholzbriefchen. Damit kann ich eine Sprengvorrichtung basteln, die die Tür wegpustet.«

Ich lachte wieder. Er hatte schöne tiefblaue Augen, und ich konnte die durchtrainierten Muskeln unter seinem Anzug erahnen. »Da bin ich ja erleichtert. Womit fangen wir am besten an?«

»Sie glauben mir wohl nicht, dass ich das kann? Das beleidigt mich jetzt doch etwas, Miss – äh, sind Sie überhaupt eine Miss?«

»Ja, bin ich. Harrington. Sara Harrington.«

»Carter Pryce«, sagte er. »Ich würde Ihnen die Hand schütteln, aber ich halte die Hauptbestandteile eines

Sprengkörpers in meiner Rechten. Ich möchte nicht, dass er versehentlich losgeht.«

Ich mochte seinen Sinn für Humor. »Dafür habe ich natürlich Verständnis.«

Er knetete ein paar Kaugummistreifen zusammen und stopfte sie zwischen die Aufzugtüren. »Das ist Schritt eins. Es muss gut versiegelt sein.«

»Sicher. Und Sie behaupten, Sie hätten diese Fähigkeiten vom *MacGyver*-Gucken?«

»Ja, hab ich. Ich persönlich bevorzuge die Originalserie, die aus den Achtzigern. Da werden immer mal Wiederholungen gezeigt.«

Ich verkniff es mir, ihm zu verraten, dass ich eigentlich kein großer *MacGyver*-Fan war, hörte ihm zu, wie er eine Folge mit irgendeinem Big-Foot-ähnlichen Wesen nacherzählte, und dachte nicht mehr an Aufzugwände, die immer näher rückten. Währenddessen hantierte er ständig mit dem Pfropfen aus Kaugummi herum – klebte ihn erst auf seine Kreditkarte, dann die Tintenpatrone seines DuPont-Füllers, die Batterie seiner Minitaschenlampe. »Jetzt muss ich es nur noch hiermit anzünden.« Er hielt das Streichholzbriefchen hoch. »Sind Sie bereit?«

Glücklicherweise musste er es nicht tun, denn da riefen auch schon die Feuerwehrleute der Santa-Monica-Feuerwache durch die Tür hindurch nach uns. Zwanzig Minuten später waren wir befreit ...

Ich erinnerte mich noch gut an das Gefühl der Erleichterung, als die Tür aufging und sich vor uns der cremefarbene Eingangsbereich öffnete mit den Silberleuchten

und der emsigen Empfangsdame hinter der Rezeption, die wirkte, als ob gar nichts passiert wäre. Aber ich verspürte damals noch etwas anderes. Das Gefühl, dass ich es durchaus noch etwas länger in dem Aufzug ausgehalten hätte, nur um in der Nähe von Carter Pryce zu sein.

Zwei Tage später rief er an und fragte mich, ob ich mich mit ihm treffen wolle. Wir fuhren nach Balboa Island, spazierten umher und aßen Frozen Banana wie Touristen. Wir redeten über unsere Rettung aus dem Aufzug, und ich gestand ihm, dass ich eigentlich viel größere Angst gehabt hatte, als ich mir hatte anmerken lassen.

»Dann bist du aber eine ziemlich gute Schauspielerin«, sagte er.

Ich fand das lustig, denn von meinen vier Familienmitgliedern war ich mit Abstand diejenige mit dem geringsten schauspielerischen Talent.

»Schon als ich an dem Tag morgens aufwachte, wusste ich, dass etwas Gutes passieren würde«, erzählte er mir. »Ich weiß nicht, warum ich das wusste, aber so war es. Und dann haben wir uns kennengelernt.«

Ich war überrascht und wusste nicht recht, was ich darauf antworten sollte. Da war ein Mann, der sagte, was er dachte, der keine Angst hatte, seine Gefühle auszudrücken, und keine Spielchen spielte. Wie erfrischend. Ich war die glücklichste Frau der Welt ...

Mom schüttete die Packung Penne ins kochende Wasser. »Komm schon, Sara!«, sagte sie.

»Was – komm schon?« Ich sah zu, wie der Dampf aufstieg.

»Lass die Vergangenheit ruhen.«

Bei ihr klang es so, als wäre das alles eine ganz alte Geschichte, dabei lag es bloß eineinhalb Jahre zurück. Ich hatte eine Silvesterparty bei mir in L.A. gegeben, in dem Bungalow mit der blauen Tür in Venice. Ich hatte einen Caterer und einen Barkeeper engagiert, mich voll ins Zeug gelegt. Mein Weihnachtsbaum stand noch immer im Wohnzimmer, Tannenduft lag in der Luft, und ein Mistelzweig hing über dem Durchgang zur Küche. Es gab schummriges Licht und überall Kerzenschein. Es wimmelte von Gästen, und natürlich war auch Carter anwesend. Zu dem Zeitpunkt waren wir bereits seit über zweieinhalb Jahren ein Paar.

Ich mischte mich unter die Leute, wanderte vom Wohnzimmer ins Arbeitszimmer, sorgte dafür, dass alle eine gute Zeit hatten, und flitzte hin und wieder in die Küche, um sicherzugehen, dass alles unter Kontrolle war. Einmal Eventplaner, immer Eventplaner. Carter und ich wurden in verschiedene Richtungen gezogen, aber wir suchten immer wieder den Augenkontakt. Um zwanzig vor zwölf war ich in der Küche bei den Caterern und bereitete den Champagnerumtrunk und den Kuchen vor. Die *Veuve-Clicquot*-Flaschen lagen auf Eis, und mein guter alter Edelstahlmischer surrte vor sich hin für einen frischen Schwung Margaritas. Und dann plötzlich war es fast Mitternacht.

Alle fingen an zu schreien: *Nur noch zwei Minuten!* Um dreiundzwanzig Uhr neunundfünfzig, fingen sie an, die Sekunden hinunterzuzählen. Ich hielt nach Carter Ausschau, konnte ihn aber nirgends finden. Ich wäre bei-

nahe hinausgegangen, aber es war eine kalte Nacht, und ich war mir sicher, dass er sich nicht dort draußen rumdrücken würde. Schließlich entdeckte ich ihn in einer schummrigen Ecke im Arbeitszimmer zusammen mit Mariel. Sie unterhielten sich, aber ich konnte selbst in diesem überfüllten Raum sehen, dass da etwas Vertrauliches vor sich ging. Sie standen zu nah beieinander, lächelten zu viel. Ihre Gesten wirkten zu vertraut. Sie konnten die Blicke nicht voneinander lassen. Irgend etwas lief zwischen den beiden. Oder war kurz davor.

Ich ging aus dem Zimmer und versuchte mich zu fassen. Carter. Mein Carter. Mit Mariel. Meiner Schwester. Ich hatte immer gedacht, sie hätten kaum etwas füreinander übrig. Mein Gott, wie ich mich getäuscht hatte. Mir war ganz schwindelig, als ich das Haus verließ. Draußen waren es nur zwölf Grad, und ich zitterte in meinem kurzärmeligen Kleid. Wie betäubt ging ich die Straße entlang, und in meinem Kopf lief in Dauerschleife ein Film: Carter und Mariel, Mariel und Carter.

Als ich zum *Abbot Kinney Boulevard* gelangte, herrschte dort noch mehr Trubel als sonst, Leute fuhren vorbei und hupten, tröteten auf Luftrüsseln oder riefen *Gutes neues Jahr!* aus den Autofenstern. Ein einziges Getöse. Ich ging weiter durch die Menge – lärmende, betrunkenen Menschen –, vorbei an Orten, die ich schon Millionen Mal gesehen hatte. Doch nun wirkten sie auf mich fremd. Schließlich blieb ich stehen und lehnte mich an die Wand eines Cafés, schlang die Arme wärmend um mich und wunderte mich, warum alle einfach weitermachten, als wäre nichts geschehen.

Nachdem die Caterer zusammengeräumt hatten und ich mit einem Haufen zeretzter Partyhüte zurückgeblieben war, stellte ich Carter zur Rede. Ingeheim wünschte ich mir, dass er es abstreiten würde, mich überzeugen würde, dass ich vollkommen falschlag. Aber das tat er nicht. Er sagte mir, dass es nicht geplant war, dass sie mich nie verletzen wollten, dass es erst seit ein paar Wochen so ging, dass sie nur auf den richtigen Zeitpunkt gewartet hätten, um es mir zu sagen.

Wann hätte dieser Zeitpunkt denn sein sollen? Das war alles, was ich sagte, bevor ich ihn aufforderte zu gehen.

Ich sah sie nur einmal, ein paar Monate später in Beverly Hills. Ich stand mit dem Auto an einer Kreuzung, und sie gingen vor mir über die Straße. Er hielt ihre Hand, lachte über irgendetwas, das sie gesagt hatte, und zog sie sanft über die Straße wie ein kleines Kind. Vier Monate später erzählte Mom mir, dass sie sich verlobt hätten...

»Du willst wissen, warum ich die Vergangenheit nicht ruhen lassen kann?«, fragte ich, während meine Mutter die Nudeln umrührte. »Ich kann es nicht auf sich beruhen lassen, weil es nicht die Vergangenheit ist. Sie sind zusammen. Das ist die Gegenwart und die Zukunft.«

»Deshalb musst du nach vorn schauen. Sonst kommst du nicht weiter. Ich bin sicher, Mariel wäre bereit, die Sache beizulegen.«

Natürlich wäre Mariel dazu bereit. Sie war ja nicht diejenige, die betrogen worden war. »Sie hat nichts verloren. Sie hat Carter. Sie ist hier nicht die Leidtragende.«

Mom drehte die Temperatur der Platte, auf der die

Soße köchelte, herunter. »Liebes, weißt du, woher das Wort *Kompromiss* kommt?«

Oh nein. Jetzt war ich wieder in der Welt der Etymologie gelandet. Mom achtete darauf, dass ich ihren Yale-Abschluss in Philologie nicht vergaß. *Sprache ist alles*, pflegte sie zu sagen. Im Nebenfach hatte sie Theaterwissenschaften studiert und dann in dem Bereich Karriere gemacht, doch ihre Leidenschaft für Etymologie hatte sie nie verloren.

»Na ja, es hat was mit Zugeständnissen zu tun«, sagte ich.

»Das Wort stammt vom Lateinischen *compromissus*.« Sie holte ein Sieb aus einer Schublade und stellte es in die Spüle. »Und das wiederum von *compromittere*: ›sich gegenseitig versprechen, einen Schiedsspruch anzuerkennen‹.«

»Meinetwegen.«

»Schade, dass du nie Latein gelernt hast.«

»Bisher habe ich ganz gut ohne überlebt«, erwiderte ich. »Und mit Mariel gehe ich in *keiner* Sprache einen Kompromiss ein.« Sah sie nicht, wie schrecklich das alles für mich war? Ich hatte gedacht, dass mich mit Carter eine große Liebe verbinden, dass wir heiraten und Kinder haben würden. Und jetzt stand ich da, mit achtunddreißig Jahren und ohne all das.

Mom atmete geräuschvoll aus wie ein Ballon, aus dem Luft entweicht. »Aber ich weiß, dass sie dir vergeben würde.«

»*Mir* vergeben? Für was denn?! Ich hab ihr doch nichts getan.«

»Dafür, dass du so lange nicht mehr mit ihr geredet hast.«

»Ich habe nicht mehr mit ihr geredet, weil *sie mir* etwas angetan hat!«, rief ich. »Ist dir eigentlich klar, dass du hier alles verdrehst?«

Sie stellte eine Salatschüssel auf den Tisch. »Also, dafür gibt es eine passende lateinische Wendung, *non sequitur* – ›es folgt nicht‹. Das bezeichnet einen Fehlschuss.«

»Das beschreibt dich ja perfekt«, meinte ich. »Du argumentierst total unlogisch. Weil du einfach nicht hörst, was ich sage. Du hältst immer zu ihr.«

»Ach, Sara, das muss doch irgendwie beizulegen sein. Es war ja nicht wirklich die Schuld deiner Schwester.«

Das war's. »Ich kann und will darüber nicht mehr sprechen.« Ich hielt meinen Autoschlüssel hoch. »Ich fahre jetzt wieder. Du hast mich angelogen. Dir geht es hervorragend.«

Mom lief aus der Küche hinter mir her. Ihre kleinen Absätze klapperten auf dem Parkett. »Liebling, komm schon. Es tut mir leid, dass ich dich unter falschem Vorwand hierhergelockt habe, aber es bricht mir wirklich das Herz. Bitte bleib. Nicht nur wegen Mariel. Sondern wegen mir. Ich will mal wieder in Ruhe mit dir plaudern, Mutter-Tochter-Zeit verbringen.«

»Irgendwann anders vielleicht«, sagte ich. »Wenn sie nicht hier ist.«

Ich ging den Flur entlang, die Stimme meiner Mutter im Ohr, und vorbei an den Fotos an der Wand. Mom in einer Provinzproduktion von *A Little Night Music*. Mom

im Musical *The Importance of Being Earnest* auf einer Regionalbühne in Connecticut. Mom im Stück *Dragonfly Nights* am Broadway. Es gab Dutzende Fotos. Ihre Ruhmeswand.

Ich betrat den Hausflur voller Erleichterung, endlich wieder von hier wegzukommen, und überlegte, ob das Duncan Arms Zimmer frei hatte. Da ging die Tür auf, und Mariel kam herein. Im ersten Moment erkannte ich sie fast nicht. Ihr typisch lässiger Look aus perlenbestickten Tuniken und geflochtenen Handtaschen war einer engen weißen Jeans und einem korallenfarbigen Oberteil gewichen. Zwölf Zentimeter hohe Absätze ersetzten die flachen Ledersandalen, die sie immer getragen hatte.

Sie hatte auch eine andere Frisur. Jahrelang hatte sie die Haare schulterlang getragen. Jetzt war es ein kinnlanger gestufter Bob, und sie war blonder als je zuvor – platinblond. Aber es stand ihr. Sie konnte sich alles erlauben. Sie hatte das Schönheitsgen geerbt. Wenn sie einen Raum betrat, zog sie alle Blicke – von Männern wie von Frauen – auf sich. Und noch etwas anderes an ihr stach mir ins Auge. Der Stein, den sie am Finger trug... Nicht mal die Plastikklunker an den Ringen, für die ich während meiner Disney-Prinzessinnenphase geschwärmt hatte, waren so groß gewesen wie der Diamant, der sie schmückte.

Ich stand da und fühlte mich wie eine verwelkte Blume in meiner zerknitterten Hose, meinen von der Julischwüle krisseligen Haaren und fragte mich, wie sie so frisch aussehen konnte nach ihrer langen Reise von

der Westküste bis hierher. Einen Moment lang beäugten wir uns wie streunende Hunde.

»Du bist also da«, meinte sie mit leicht mürrischem Gesichtsausdruck, während sie einen Louis-Vuitton-Koffer hereinschob.

Keine Nylonreißverschlusstasche mehr. Zusammen mit Carter war sie gesellschaftlich aufgestiegen. Ich fragte mich, von wem die Schuhe und die Klamotten waren, die sie trug. Jimmy Choo? Prada? Aber ich war mir sicher, dass Carter für all das bezahlt hatte. Mit ihren fünfunddreißig Jahren war Mariel noch nie in der Lage gewesen, sich selbst zu finanzieren. Und jetzt war sie einfach nicht mehr von der Mama-Bank abhängig, sondern eben von der Carter-Bank. Sie würde nie auf eigenen Beinen stehen müssen.

»Ich wollte eigentlich gerade wieder fahren.«

Sie stemmte die Hände in die Hüften. »Was? Du lässt Mom einfach im Stich?«

Ich machte einen Schritt Richtung Eingangstür. »Sie stirbt nicht. Nicht mal annähernd.«

»Wovon redest du? Sie hat mich angerufen und gesagt ...«

»Es war gelogen. Frag sie selbst. Sie ist in der Küche und macht Abendessen.«

»Warum sollte sie so etwas tun?«

»Ja, warum wohl?! Klingelt da was? Du heiratest in knapp zwei Wochen den Mann, den du mir ausgespannt hast, und Mom wünscht sich, dass wir uns versöhnen, weil sie will, dass ich zur Hochzeit komme. Was ich sicher nicht tun werde.«

»Ich habe ihn dir nicht ausgespannt«, protestierte Mariel. »Carter hat dich nicht mehr geliebt. Warum kannst du das nicht einfach anerkennen?«

»Er hat mich geliebt, bis du deine Riesennase ins Bild geschoben hast.«

Sie zuckte zusammen und fasste sich an die Nase. »Ich habe keine Riesennase. Und außerdem hat er den ersten Schritt gemacht.«

»Siehst du, und das ist der Grund, warum wir uns nicht unterhalten können. Ich habe Mom schon gesagt, dass sie nur ihre Zeit verschwendet.«

»Ich habe ja versucht, mich zu entschuldigen. Ich hab dich angerufen, dir Nachrichten geschickt. Ich hab dir sogar einen Brief geschrieben. Du hast ihn mir mit korrigierten Rechtschreibfehlern zurückgeschickt.«

»Du warst noch nie gut in Rechtschreibung.«

»Darum geht's doch gar nicht.«

»Mir schon. Carter ist nämlich viel zu klug für dich, und eines Tages wird ihm das auch dämmern. Er wird merken, dass er sich mit dir langweilt und er mehr braucht als bloß eine hübsche Begleitung, und dann wird er sich jemand Neues suchen. Und schon wendet sich das Blatt.« Ich funkelte sie wütend an. »Erzähl mir nicht, du hättest ihn mir nicht ausgespannt. Das hast du doch schon immer mit meinen Freunden in der Schule versucht.«

»Was? Das ist nicht wahr.«

»Robbie Petler?! Sagt dir der Name noch was? Er wohnte in der Apple Ridge.«

»Der? Der hat mir doch bloß bei den Hausaufgaben geholfen.«

»Sobald er dachte, du wärst an ihm interessiert, wollte er nichts mehr von mir wissen. Er meinte, du siehst aus wie ein Filmstar. Wie hätte ich da mithalten können?«

»Oh Mann, vergiss es, Sara. Falls das wirklich so war, dann ist das ewig her.«

Das spielte keine Rolle. Es war noch immer von Bedeutung. »Es beweist deine Vorgeschichte als Jungausspannerin.«

Sie schob die Hüfte vor. »Als wenn du immer die Unschuldige gewesen wärst! Du hast meine Barbie in den Teich geschmissen! Und meine Lieblingsjeans zerschnitten!«

An die Jeans konnte ich mich nicht mehr erinnern, aber an den Barbie-Vorfall vage. »Du hättest sie ja wieder rausholen können.«

»Sie landete neben einer bissigen Schildkröte, Sara.«

»Ja, und du hast meine Turnschuhe in den Gully gestopft. Und die waren nagelneu.«

»Du hast mir eine Gummischlange in den Rucksack gesteckt. Ich hab mich zu Tode erschreckt.«

»Ja«, sagte ich, »aber du hast Carter.«

Falls sie darauf eine Antwort hätte, würde ich sicher nicht darauf warten wollen. Ich quetschte mich an ihrem Louis-Vuitton-Koffer vorbei, riss die Tür auf und stürmte hinaus.

Auf Konfrontationskurs

Am nächsten Morgen erwachte ich in einem Himmelbett im ersten Stock des Duncan Arms und blickte auf einen offenen Kamin, ein hübsches Zweiersofa und Tapeten mit üppigem Rosenmuster an den Wänden. Ich stand auf, ging zum Fenster, schob die Vorhänge zur Seite und das Schiebefenster nach oben. Der süßliche Geruch frisch geschnittenen Grases und Vogelgezwitscher kamen hereingeweht. Unten auf dem Rasen spielten ein Mann und ein kleines Mädchen Ball. Dieselbe Szene hätte sich vor dreißig Jahren auch hinter unserem Haus abspielen, der Mann mein Vater und ich das Mädchen sein können.

Im Bad wusch ich mir das Gesicht, putzte mir die Zähne, setzte meine Kontaktlinsen ein und kämmte mir mit einer Bürste die Haare. Ach du Schande. Zu beiden Seiten meines Scheitels entdeckte ich neue graue Haare. Ich versuchte, den Scheitel anders zu ziehen, und verwuschelte mein Haar dann mit den Fingern, um ihn gänzlich zu verstecken. Das sah ein bisschen besser aus. Ein paar Highlights und ein neuer Schnitt waren angebracht, sobald ich wieder in Chicago wäre. Seit wann

reichte mein Haar überhaupt bis auf die Schultern? Und woher kamen all die neuen grauen Haare?

Ich packte meinen Koffer und machte mich zum Aufbruch bereit. Den Rückflug hatte ich bewusst erst für neunzehn Uhr gebucht, damit ich mir noch ein Hotelresort in der Nähe anschauen konnte. Vielleicht entpuppte es sich ja als eine gute Anlaufstelle, falls ich mal ein externes Meeting an einem ruhigen Ort in New England organisieren müsste. Ich schob den Koffer aus der Tür, die Rollen quietschten. Nicht jeder konnte sich eine Louis-Vuitton-Reisetasche leisten so wie Mariel. Manche mussten ihren Lebensunterhalt selbst verdienen.

Warum bloß konnte ich nicht aufhören, mein Leben mit ihrem zu vergleichen? Ich stand gern auf eigenen Beinen. Ich war stolz darauf. Stolz auf die Tatsache, dass ich Moms Großzügigkeit nicht ausnutzte. Abgesehen davon war nichts falsch an meinem Koffer. Vielleicht war die Farbe schon seit einem Jahrzehnt aus der Mode gekommen, na und? Spargelgrün war jetzt nicht *so* schlimm.

Auf einem Schild in der Lobby stand, dass das Frühstück im Pub Room serviert wurde. Ich brauchte sowieso nur einen Coffee-to-go. Ich ging hinein, vorbei an Gemälden mit Fuchsjagdmotiven an den vertäfelten Wänden, Tischen mit rot-weiß karierten Decken und einer Tuschzeichnung mit einem Porträt von George Washington (hatte er hier übernachtet?). Am Büfett nahm ich mir ein Stück Orange-Cranberry-Bread und eine Tasse Kaffee.

Fünf Minuten später hatte ich bereits ausgecheckt

und saß auf dem Parkplatz in meinem Mietwagen, einem VW Jetta, nippte an dem Kaffee, verschlang den Kuchen und ärgerte mich insgeheim, dass ich mir nicht noch ein Stück genommen hatte. Ich hatte eine Schwäche für Pekannüsse. Mein Handy klingelte, und der Schriftzug *Mom* blinkte auf dem Display auf. Das Bild meiner angeblich todkranken Mutter, wie sie gesund und munter Nudeln kochte, schwirrte mir durch den Kopf, zusammen mit dem meiner Schwester, die schon bald verheiratet sein würde und besser als je zuvor aussah mit ihrer neuen Frisur und den schicken Klamotten. Und dem Klunker am Ringfinger. Ich ließ den Anruf meiner Mutter auf die Mailbox gehen.

Was war das überhaupt für ein Stein? Ich warf einen Blick in den Rückspiegel und legte den Rückwärtsgang ein. Der Diamant war abartig groß. Zu groß, um schön zu sein, wenn man es genau betrachtete. Hatte Carter ihr diesen Verlobungsring selbst ausgesucht? Oder hatte Mariel ihn am Finger einer seiner Promiklientinnen gesehen und ihn angewiesen, den Ring duplizieren zu lassen? Das würde zu ihr passen. Ich drückte aufs Gas. War er für den Antrag auf die Knie gegangen? Bei dem Gedanken verkrampfte sich mein Magen. Und was hatte er gesagt? Welche Worte hatte er genau gewählt? Mein Magen zog sich noch mehr zusammen, aber ich konnte nicht aufhören. Hatte er gesagt ...

Knirsch.

Ein lautes Knacken war hinter mir zu hören. Wie zersplitterndes Holz. Oder war es ein Auto? Ich rang nach Luft und fuhr wieder ein Stück nach vorn. Im Rück-

spiegel konnte ich es sehen. Ich hatte einen Lattenzaun angefahren. Woher kam der plötzlich? Außerdem stand ein Mann hinter meinem Wagen. Hatte ich ihn etwa auch angefahren? Meine Güte, hoffentlich nicht. Ich stieg hastig aus. Der Mann, den ich auf um die vierzig schätzte, stand seitlich vom Wagen und riss Luftpolsterfolie von etwas Riesigem, das etwa eins achtzig auf eins achtzig und vielleicht einen halben Meter dick war. Unter der Blisterhülle konnte ich etwas Grünes erkennen.

»Gucken Sie doch, wo Sie hinfahren!« Er sah mich durchdringend an, während er weiter die Folie von dem Ding entfernte. Er hatte einen Eine-Woche-Bart – ein Style, den ich noch nie gemocht hatte. Das hatte in meinen Augen immer den Anschein, als könnte sich ein Kerl nicht entscheiden, ob er wirklich einen Bart haben wollte oder nicht.

»Hab ich *Sie* angefahren?«, fragte ich mit klopfendem Herzen.

»Nein, Sie haben nicht *mich* angefahren. Sondern *das!*« Er drehte sich weg und packte weiter das undefinierbare Etwas aus.

Mir gefiel sein Ton nicht. Aber ich wusste, dass es mein Fehler gewesen war. »Es tut mir leid, dass ich Ihr... Ihr... Ihr Ding da angefahren habe.« Ich zeigte auf das seltsame Objekt. »Das wollte ich nicht«

Als er die Luftpolsterfolie endlich abbekommen hatte, konnte ich erkennen, dass es sich um eine riesige, grün bemalte Hand handelte, die, wie es aussah, aus Pappmaschee gefertigt war. Der Zeige-, Ring- und kleine Fin-

ger waren im Neunzig-Grad-Winkel umgeknickt, nur der Mittelfinger zeigte zum Himmel.

»Was ist das?«, fragte ich. »Ein Kostüm oder so?«

Er schob die Hand in Richtung eines Transporters in der Nähe. »Ein *Kostüm*? Nein, das ist eine Skulptur. Ein Alex Lingon!« Er wirkte geradezu beleidigt angesichts meiner Ahnungslosigkeit.

»Alex wer?«

Er fuhr herum und starrte mich ungläubig an. »Alex *Lingon*. Den kennen Sie nicht?«

»Ich glaube nicht.«

»Erst vor ein paar Wochen gab es einen großen Artikel über ihn in der *New York Times*. Im Kulturteil der Sonntagsausgabe.«

»Ich lebe in Chicago.«

»Und da gibt es die *Times* nicht zu kaufen?« Wieder dieser Ton. Auf den konnte ich wirklich verzichten.

»Ich lese normalerweise nicht die *Times*.«

»Wäre aber vielleicht besser. Alex Lingon gilt als einer der wichtigsten Künstler des Landes. Sollten Sie mal nachlesen.« Er betrachtete die Hand näher, schüttelte den Kopf und schnaubte. »Tja, die ist hinüber.«

»Auf die Gefahr hin, naiv zu wirken, aber was stimmt damit nicht?«

»Eins, zwei, drei.« Er zeigte auf jeden der umgebogenen Finger.

»Oh. Sollen die nicht so sein?«

»*Nein*, die sollen nicht so sein. Sie sollen nicht *abgeknickt* sein.«

»Hören Sie, es tut mir wirklich leid, aber vielleicht

